

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 11

Artikel: Zu Fuss oder Vierter Klasse : auf der Walz durch Westeuropa vor
hundert Jahren
Autor: Kronauer, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074439>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Damals sah es noch anders aus am Unterthor: Hinter dem Kornhaus, wo jetzt die Kantonalbank ist, war die Haberhalle, ein nur einstöckiges Gebäude. Neben dem Tor lag das Waisenhaus mit Hof und Brunnen. Ans Tor gebaut war das Pförtnerhäuschen. Dort betrieb Schneider Peter ein Schnapslädeli, wo die Arbeiter in Sulzers Fabrik zum Frühstück «Einen» hinuntergossen. Auf der andern Seite des Tores betrieb Herr Steiner im «Maulbeerbaum» seine von weitem schon nach Pfefferminz riechende Apotheke.

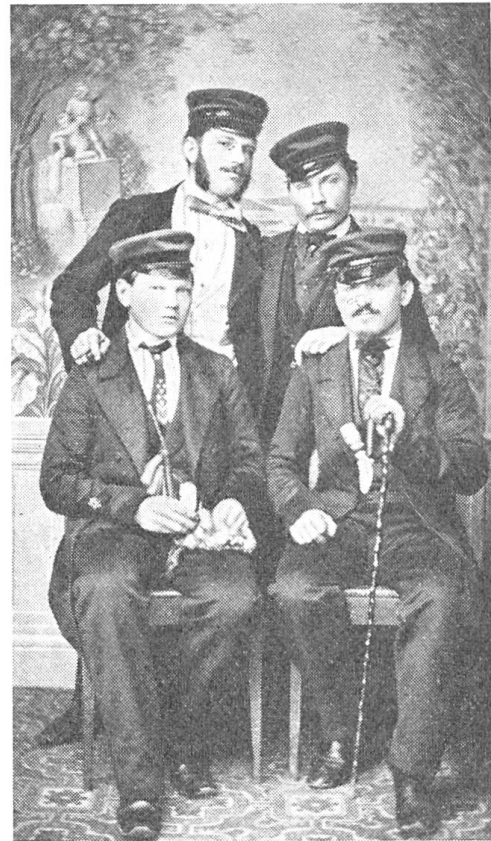
Vom stattlichen «Adler» fuhr jeden Morgen und jeden Nachmittag der Postomnibus nach Zürich. Mit ihm durfte ich ein paarmal in die schöne Stadt fahren, in die Ferien zu Verwandten. In Zürich lernte ich schwimmen: In der Badeanstalt Kohlen-schänzli am Stadelhoferplatz – wo heute das Theater steht.

Der Schlangenmüller Hirzel war ein guter Freund meines Vaters, und als er später zu wirt anfang, mußte ich bei ihm zuweilen Bier holen. Das beste Bierlokal aber war der «Ritter» gegenüber der «Krone», wo am Sonntagnachmittag Kaffee und bayrisches Bier genossen wurden.

Für uns Buben besaß die Eulach ihren besonderen Reiz. Sie führte damals noch ordentlich Wasser und wurde alle Jahre gesäubert. Der Bach war reich an Fischen; oberhalb der Stadt, gegen Wiesendangen hatte es Forellen. Vor dem Zimmerplatz meines Vaters lag ein selbstgebautes Floß bereit, auf dem wir den offenen Bach befuhren. Wenn die Eulach durch ein Gewitter anschwell und mein Floß fortriß, schalt mein Vater, ich verschleudere sein Holz.

Im Winter liefen wir Schlittschuh vom Wuhr bis zur Gerbe. Wenn das Eis zu brechen anfang, hieben wir es mit Äxten zu schönen Platten, auf denen wir mit Stickeln herumfahren und Seekämpfe ausführten, bei denen gelegentlich einer der Helden in den kalten Bach schlipfte und bis zu den Achseln naß wurde. Dann flüchtete er in das Tröchnistüblein, in welchem gefärbte Garne mit Dampf getrocknet wurden. Dort saßen wir oft unser fünf bis acht Buben tropfend auf einer Bank.

Einmal erschreckte uns der Herr Kommandant Schächli mit seiner barschen Stimme. Da suchten wir alle das Weite, so daß mir keine andere Wahl blieb, als mit meinen nassen Hosen heimzulaufen, wo sie mir die Mutter auf dem Hintern ausklopfte.



Links vorne der Verfasser

General Dufour

Außerhalb der Stadtmauer lag die Turnhalle. Hier wurden im Jahre 1848 die badischen Flüchtlinge einquartiert. Wir scharten uns gern um ihre Feldküche, um einen Löffel der guten Erbsensuppe zu erhalten. Als die mit Heu gefüllte Kronenscheune niederbrannte, setzten sich diese Flüchtlinge den Gefahren der herabstürzenden Balken aus, um die benachbarten Gebäude zu retten. Ich habe dem Brand mit meiner Mutter aus dem Garten zugeesehen; wir nahmen das grettete Federvieh auf.

Einige Flüchtlinge ließen sich später dauernd in Winterthur nieder, unter ihnen mein lieber späterer Lehrer Geilfus.

Mein Vater war damals als Fourier im Sonderbundskrieg, und ich mag mich gut erinnern, wie wir im Gärtchen die Kanonenschüsse hörten. Im Gefecht bei Gislikon erhielt mein Vetter, der Maler Kronauer, einen Schuß in den Arm; mein Vater aber kam wohlbehalten zurück. Die Truppen zogen unter dem Jubel der Bevölkerung ein, und die Stadt war illuminiert. Auf der hohen Mauer um den Kö-

nigshof brannten eine Reihe großer Pechpfannen. Zuhause gab es ein gutes Nachtessen: ein gebratenes Spanferkel.

Im nächsten Jahr begann der Bau der Bahn Zürich–Winterthur–Romanshorn. Bis der Oerlikoner Tunnel durchbrochen war, konnte man nur bis dort fahren, um dann mit dem Omnibus über den Milchbuck in die Stadt zu gelangen. Auf der Schulreise mußten wir sogar zu Fuß über den Berg.

Im Winter 1856 – im «Neuenburger Handel» – wurde unsere Grenze bei Schaffhausen besetzt. Ganze Bataillone warteten im Schnee beim Bahnhof auf Weiterbeförderung. Als Kadetten durften wir den General Dufour empfangen, der zur Inspektion an die Grenze fuhr. Von der Kadettenartillerie wurde er mit Kanonenschüssen begrüßt. Das Korps stellte sich gegen den Zug auf. Der General stieg aus, begrüßte uns in deutscher Sprache und ermunterte uns, tapfere Vaterlandsverteidiger zu werden. Das zündete; am liebsten wären wir gleich an die Grenze gefahren. Glücklicherweise wurde der Krieg – wie man sagte: durch Vermittlung Napoleons – verhütet, und der Kanton Neuenburg wurde endgültig eidgenössisch.

Mein Vater starb am 5. Mai 1858. Er hatte lange an Magenbeschwerden gelitten und war zuletzt vom Arzt nach Mammern zur Kur geschickt worden. Schon in dieser Zeit lag die ganze Last des Geschäftes mit seinen vierzig Mann auf meiner Mutter. Durch die Krankheit und den Tod meines Vaters war sie aber so heruntergekommen, daß sie das Baugeschäft schleunigst zu liquidieren wünschte. Umsonst suchte ich sie zu bestimmen, mit dem Verkauf des schönen neuen Hauses mit dem Platz noch zu warten. Wahrscheinlich drängte sie auch das Waisenamt zum Verkauf. So übernahmen die Gebrüder Sulzer Wohnhaus und Werkplatz für 45 000 Franken. Zehn Jahre später schon hätte die Liegenschaft das Doppelte eingetragen.

In der Krüppelbude

Im April 1859 wurde ich konfirmiert. Dann trat ich bei meinem Onkel in die Spenglerlehre ein für drei Jahre.

Wir mußten morgens um fünf bei der Arbeit sein, Sommer und Winter, auch dann, wenn es nichts zu tun gab und man bei den elenden Öllampen nichts sehen konnte. Nach neun Uhr bekam ich einen hal-

ben Schoppen Wein und ein Stück Brot. Mittags war eine Stunde Pause. Zum Essen ging ich heim, und um ein Uhr war ich wieder bei der Arbeit. Um vier Uhr war wieder Pause bei Wein und Brot. Bis abends um sieben Uhr mußten wir noch dort sein.

Eine schlimme Gewohnheit hatte mein Onkel im Aufschreiben. Alle Reparaturen für die vielen Kunden wurden wochenlang ohne Datum nur auf Tafeln notiert, wobei viel vergessen wurde. War eine große Arbeit fertig, so wurde sie nicht ausgemessen. Erst wenn gegen Neujahr die Rechnungen gestellt werden sollten, mußte ich mit dem Onkel herumgehen, um in Schnee und Kälte auszumessen.

Ich wundere mich jetzt noch darüber, wie es möglich war, in dieser dunklen Krüppelbude so viel Arbeit zu leisten. Sie wurde jahrelang nie geweißelt.

Gegen Ende meiner Lehrzeit wurde mir ein Platz bei einem besonders tüchtigen Meister zu Lörrach im Badischen versprochen. Doch hörte ich, daß es sich um einen sehr strengen und jähzornigen Mann handle. Aber unaufhaltsam wurden alle Vorbereitungen zu meiner Ausstaffierung für die Fremde getroffen; ein neuer Koffer wurde angefertigt und lackiert. Das Wanderbuch mit dem Stempel der drei geköpften Heiligen von Zürich und der verkehrten Schrift, welche überall bekrittelt wurde, mußte ich in der Stadt selbst holen.

Die Walz beginnt mit Ungeziefer

Am 12. Mai 1862 nahm ich Abschied, nach einem kleinen Nachtessen mit meinen Lehrgesellen in der «Schlangemühle» und vielen Gläsern Bier.

In Lörrach wurde ich freundlich aufgenommen. Mein künftiger Meister zeigte mir den schönen Laden und die große, helle Werkstatt. Hier wurden alle Sorten Lampen samt den silbernen Reflektoren gefertigt, und ich bekam einen Begriff von exakter Arbeit.

Nach einem Jahr verabschiedete ich mich, um nach Magdeburg und von dort nach Berlin weiter zu reisen. Da ich nichts für Kleider ausgab, hatte ich mir in Lörrach eine schöne Summe erspart. Es war wunderschönes Wetter, und ich entschloß mich, zu Fuß weiter zu walzen. Meine Habseligkeiten trug ich, wie damals üblich, an einer Reisestange über die Achsel gehängt. Zur Notwehr hatte ich einen starken Meerrohrstock mit gebogenem Horn und geheimem Degen bei mir. In Karlsruhe traf ich auf

der hübschen Herberge eine Menge Handwerksburschen; einigen, welche die gleiche Route wie ich vorhatten, schloß ich mich an.

In Heidelberg besichtigten wir die berühmte Schloßruine mit dem gesprengten Turm. Aber die Herberge war schlecht und so voll Ungeziefer, daß ich mich ohne Hemd ins Bett legte und am Morgen voller Stiche aufstand. Doch das war nur der Anfang!

Unterwegs mußte ich leben wie die andern und durfte nicht zeigen, daß ich mehr Geld als sie besaß. Ich trug es übrigens eingnäht in die Hosen. Wenn unser fünf etwa mittags an einem Kloster vorbeikamen, baten wir ums Essen und erhielten im Hof dann einen Teller guter Erbsensuppe, saure Milch und ein Stück Brot. Dabei wurden wir nach dem Woher und Wohin befragt.

In Darmstadt hätte es mir gut gefallen. Der Meister hatte zwei hübsche Töchter, und am Sonntag durfte ich mit der Familie nach Strehla, einem Vergnügungsort im Buchenwalde, wo ich die Töchterlein unterhalten und nach Hause geleiten konnte. Alles wäre recht gewesen bis auf das Logis. Ich schlief mit meinem Kollegen auf dem Dachboden, in dem sich massenweise allerlei Viecher aufhielten. Jeden Morgen hatte ich große Stiche auf der Brust, und nachts konnte ich nicht schlafen, so daß ich dann vom Schloßturm her das schöne Glockenspiel hörte, welches beim Stundenschlag «Heil dir im Siegeskranz» spielte, und jede Viertelstunde ein Teil davon.

Wir probierten alles Mögliche, überspannten die Betten mit Blech und stellten die Füße der Bettladen in Wassergefäße. Aber alles half nichts, und so entschloß ich mich bald, wieder abzureisen.

Die Zuckerstadt

Ich fuhr nach Frankfurt, dann nach Mainz und wollte von hier mit dem Schiff auf dem Rhein nach Koblenz. Beim Warten trank ich zum Essen ein Glas hellen Rheinwein, einen Schoppen, wie dort üblich. Er duftete mir so in die Nase, daß ich noch ein Glas wünschte.

An meinem Tisch saß ein Herr, der mich fragte, woher ich sei. Ich antwortete: «Von Zürich, Schweiz», worauf er große Freude bezeugte, mir das Glas bezahlte und mir ein weiteres offerierte.



Schweizerische Anekdote

Es war ein heißer Sommerabend, der Perron dichtgedrängt voll Menschen; ich war froh, für diesmal ein Erstklassabonnement erstanden zu haben, versprach ich mir davon doch einen Sitzplatz und so Gelegenheit, mich in Muße der Lektüre hingeben zu können.

Da erblickte ich meinen ehemaligen Französischprofessor von der Kantizeit, steuerte auf ihn zu, und alsbald sprach man von alten Zeiten und wie sie sich geändert hätten. Inzwischen fuhr auch der Zug ein, und die Aussicht, auf den Erstklass-Platz verzichten zu müssen, wog angesichts der interessanten Unterhaltung nicht schwer; denn selbstverständlich wäre es höchst unangebracht gewesen, sich mit dem Hinweis auf die «bessere Klasse» zu verabschieden. Man stieg also ein und setzte das Gespräch fort. Wenige Zeit später erschien der Kondukteur, worauf ich erstaunt feststellte, daß auch der Herr Professor ein grünes Erstklassbillet hervorzog ...

B. N. in A.

Er erzählte mir, er habe in Zürich als Schuhmacher gearbeitet und freue sich, einen Zürcher bewirten zu können.

Nachdem wir uns eine Weile unterhalten, lud er mich ein, die Stadt anzusehen. Ich wollte zuerst wissen, wann das Schiff abfähre, aber er sagte, das könnten wir in jeder Wirtschaft der Stadt nachsehen. Der Mann kam mir nun etwas auffällig vor: Er trug eine hohe steife Krawatte, die mir von den Kadetten her bekannt vorkam. Militärs, die wir begegneten, grüßte auch er militärisch. In einer engen Gasse führte er mich in eine Wirtschaft und bestellte wieder ein Glas Wein; ich verspürte noch den von vorher. Es war gut, daß ich von zu Hause und von Lörrach her an Wein gewöhnt war!

Nun war ich mißtrauisch. Ich wußte, daß sich bei der Festung Mainz viele Werber herumtrieben, die junge Leute für Holland anwarben. Da in dem Lokal kein Fahrplan für das Schiff war, beharrte ich darauf, ich wolle zum Hafen hinunter. Wir verließen die Wirtschaft, und sobald ich durch eine Gasse den Rhein schimmern sah, sprang ich diese hinunter, obwohl der Mann mir immer nachrief: «Schweizer, bleiben Sie doch zurück!»

Mit meinem Bündel gelangte ich endlich nach Magdeburg und bekam gleich Arbeit bei einem großen Meister, der kürzlich Witwer geworden war. Kost und Logis waren gut genug: Fast jeden zweiten Tag gab es Hammelfleisch, immer abwechselnd gekocht und gebraten, so fett, wie ich zu Hause noch gar keines gesehen hatte. Jeden Abend gabs Hering mit Kartoffeln, aber ganz verschieden zubereitet, dazu ein Glas Braunbier. Das verstand die Köchin gut!

Hier herrschte aber noch überall Zunftzwang, und als Meisterssohn mußte ich zehn Taler für die Aufnahme in die Krankenkasse bezahlen. Dafür erhielt ich den Gesellenschein. Er wurde mit Handschlag und Sprüchen bescheinigt, samt einem Fäßchen Bier, das ich wixen durfte.

Meistens hatte ich in den großen Zuckerfabriken um Magdeburg zu tun. Morgens ging ich durch die Rübenfelder hinaus und blieb dann bis abends in den Fabriken, wo ich an den Dampfheizungsrohren arbeitete. Mittags brachte mir der Junge aus unserem Betrieb das Essen mit einer Flasche Bier. Bei dieser Gelegenheit legte sich der Junge vor einem Zuckerhaufen auf den Boden und fraß mit dem Maul ein ganzes Loch in den gelben Zucker, bis er

genug hatte. Mir selber war bei der heillosen Hitze der Appetit auf Zucker längst vergangen, besonders, da es nirgends Quellwasser gab und man das Sodwasser nur mit Zucker trinken konnte. Des Abends wurde man beim Verlassen der Fabrik vom Portier untersucht, ob man nichts mitlaufen lasse. Doch habe ich immer für Zucker zu meinem Kaffee gesorgt: ich legte ihn in einem Papiersack in meinen Spenglerkessel und einige Kohlen obendrauf. drauf.

Kriegszeit

In Berlin erlebte ich mit befreundeten Schweizern eine schöne Zeit. Aber der Krieg mit Dänemark verkürzte die Arbeitszeit immer mehr; schließlich hatten wir bloß noch vier Tage in der Woche zu tun. Das Kriegsgeschrei wurde immer ärger, und die ganze Stadt steckte voll von Soldaten. Auf dem Schloßplatz sah ich die eroberten dänischen Kanonen, die bei ihrer Auffahrt mit Jubel begrüßt wurden. Da fanden Freund Sulzer und ich, es sei nicht recht, älteren Arbeitern den Platz in der Werkstatt wegzunehmen; wir beschlossen, abzureisen. Wir hatten aber kaum noch zu leben, und zum ersten Male mußte ich nach Hause um Geld schreiben. Zusammen erhielten wir hundert Franken, eine Summe, mit der wir meinten, durch ganz Europa reisen zu können.

Am Ostertage feierten wir Abschied mit dem Schweizerverein. In zwei mit vielen Schweizerfächchen dekorierten Omnibussen fuhren wir zum Garten der Kreuzberg-Brauerei, wo wir uns in der Kegelbahn an einem langen Tische niederließen, um unsere Schweizerlieder und Jodler erklingen zu lassen. Da an einem andern Tische Studenten saßen, die auch sangen, kam es nach einigen Sticheleien zu einer argen Prügelei, bei der unsere Basler Turner tüchtig austeilten. Man balgte sich im Garten herum; wir rissen die jungen Bäumchen aus und hieben mit diesen samt den Erdschollen an den Wurzeln auf die Studenten ein. Schließlich kam die Polizei, und wir verzogen uns in unsere Kneipe nach Moabit.

Zur Fahrt nach Hamburg hatte ich mir ein warmes Wams gekauft, wie es die Seestätter Zimmerleute tragen. Unser Wagen 4. Klasse war voll Bauern, die Kartoffeln in die Stadt brachten und auf ihren Säcken reisten; wir saßen gleichfalls auf unsern Bündeln. Die Tür blieb offen, sonst wäre es

stockdunkel im Wagen gewesen, und schon wegen der Luft. Nach einiger Zeit packten die Bauern ihren geräucherten Speck aus und fragten uns gutmütig in ihrem Plattdeutsch, ob wir auch etwas haben wollten. Gern; wir hatten nur Kümmel und Brot bei uns. Während der langen Nachtfahrt stiegen auf jeder Station Soldaten ein.

Hamburg selbst wimmelte von Soldaten; auch viele Verwundete kamen im Bahnhof von Altona an.

Die Stadt wird von Kanälen durchzogen, welche während der Ebbe fast trocken liegen; bei der Flut füllen sie sich mit ziemlich hohem Wasser. In diese Kanäle wurde morgens alles heruntergeschüttet, vor allem auch Muschelschalen und Abfälle von Fischen, und zur Ebbezeit herrschte überall ein starker Geruch. Als wir, weil alle Herbergen mit Soldaten überfüllt waren, zusammengedrängt in einem Billardsaal übernachten mußten, hatten wir genug von Hamburg. Aber der Hafen war blockiert; wir konnten nicht zu Schiff nach Amsterdam und mußten zu Fuß über die Lüneburger Heide den Heimweg antreten; es existierte hier noch keine Bahn.

Unterwelt von Paris

In Lüttich hätte ich gerne Arbeit angenommen; aber es war keine zu finden. Am dritten Tage endlich meldete mir ein Landsmann, er hätte mir eine Anstellung in einer Sargfabrik. Aber ich hatte mir bereits ein Visum nach Paris beschafft. Ich zählte mein letztes Geld zusammen und bestieg den Nachtzug. Am Sonntagmorgen um sieben Uhr kam ich in Paris an, voller Hoffnung, in der großen Stadt Arbeit zu finden und mit fleißigem Schaffen wieder Geld zu verdienen, von dem ich nun ganz entblößt war.

Im Anfang verdiente ich kaum vier Franken im Tag. Ich mußte schmal durch; aber es ging.

Bei Herrn Rossi, meinem Meister, hatte ich ein sehr interessantes Geschäft zu besorgen: die Instandhaltung der Lampen in den unterirdischen Abläufen der Stadt Paris, von der Gare St. Lazare bis zum Ausgang des Kanals bei Surennes, wo mit einem großen eisernen Tor geschlossen wurde. Solche Kanäle zogen sich damals erst auf dem rechten Ufer der Seine unter allen Straßen durch, so daß das Regenwasser durch die Löcher im Rinnstein hinunterstürzte.

Im Bahnhof stieg ich jeweils mit Herrn Rossi

eine tiefe Treppe hinunter. In einem beleuchteten Keller faßten wir Regenmäntel und gelangten dann in den etwa zwei Meter breiten Kanal. Zu beiden Seiten führten Trottoirs den Rinnen entlang. Am äußersten Rande liefen Rollwagen auf Schienen; zur Aufnahme fester Gegenstände, welche von oben hinunter geworfen wurden.

Jeder Wagen hatte eine Lampe, wegen der Erschütterung stand sie auf einem federnden Becher. Unter jedem Wagen war eine Holzwand eingehängt. Sie wurde bis auf den Kanalgrund niedergelassen, so daß beim Fahren der Schmutz fortgeschwemmt wurde. Die Wagen wurden von Männern gestoßen. Natürlich wimmelten die Kanäle von Ratten.

Unter den Boulevards erweiterten sich die Kanäle zu einer Breite von drei Metern. Hier wurden die Rollwagen in Pontons entleert, welche die ganze Kanalbreite einnahmen und mit unten angebrachten Schaufeln den ganzen Schlamm mit sich fortführten. Die Pontons wurden von Pferden gezogen, die auf dem Trottoir marschierten. Sie sahen das Tageslicht nie; ihre Stallungen befanden sich in der Tiefe. Wir hatten auch die Lampen dieser Schiffe gelegentlich auszuwechseln.

Cholera

Als ein Arm der Seine für den Bau der Kanalisation trocken gelegt wurde, trat durch die Ausdünstung des Flußbettes die Cholera sehr heftig auf, ähnlich wie später in Zürich, als der Schanzengraben zur Aufnahme der Wasserleitung geleert wurde.

Die Leichenwagen mußten vor den Friedhöfen warten, weil die Gräber nicht schnell genug ausgehoben werden konnten.

Das Leben wurde ungemütlich. Jedesmal, wenn wieder einer aus unserem Hofe hinausgetragen wurde, redete man von der Cholera; man sprach überhaupt kaum von etwas anderem. Gut war es, daß in unserer Werkstatt immer Dünste von Öl, Kolophonium und Salmiak aufstiegen, welche die Luft desinfizierten. Vor der Arbeit nahmen wir jeden Morgen einen Cognac.

Zu jener Zeit hatte ich mit meinem Landsmann Bühler dasselbe Zimmer. Eines Abends, als ich gegen zehn Uhr zurückkam, lag er schon im Bett und klagte, daß er friere. Ich machte ihm Tee mit Rhum wie stets, wenn wir sonntags bei schlechtem Wetter zu Hause blieben. Um Mitternacht schüttelten

ihn schwere Krämpfe; er zog die Beine an sich. Ich wußte keinen andern Rat, als ihn mit wollenen Strümpfen zu reiben, damit die Schmerzen etwas nachlassen sollten. So hatte ich die ganze Nacht mit ihm zu tun.

Als der Tag anbrach, war er wieder etwas ruhiger. Aber ich kannte ihn kaum mehr; er hatte ganz eingefallene Augen. Nun wußte ich, woran ich war!

Sobald als möglich nahm ich eine Droschke und suchte einen Schweizer Arzt. Er stellte einen Anfall von Cholera fest, den er Cholerine nannte, befahl mir, sofort unsere Sachen einzupacken und mit Bühler ins Maison municipale de Santé zu fahren, oberhalb des Straßburger Bahnhofs. Dort angelangt, war Bühler nicht mehr recht bei Sinnen und wußte nicht, was mit ihm geschah, als er weggetragen wurde. Auf dem Büro mußte ich unsere Namen und Heimatorte sowie die Vermögensverhältnisse Bühlers angeben. Ich machte die Bemerkung, daß bezüglich seiner Heilungskosten nicht gespart zu werden brauchte.

Ich mußte in ein Absonderungshaus; dort wurden mir andere Kleider gegeben und die meinen desinfiziert. Nach drei Tagen konnte ich mein Logis wieder beziehen, das in dieser Zeit durch die Sanitätspolizei gründlich gereinigt worden war. Das war früher hier schon lange nicht mehr in solcher Art geschehen!

Bühler blieb drei Wochen im Spital. Vor seinem Austritt durfte ich ihn besuchen. Ich brachte ihm einige Orangen mit, die vor dem Spital verkauft wurden. Nachher kam er ins Genesungshaus nach Vincennes. Als ich ihn dort aufsuchte, erzählte er mir, daß er jeden Morgen gesehen habe, wie man die Toten hinaustrug.

Bourbaki

Meine Französisch-Kenntnisse kamen mir zugute, als wir später die Internierten betreuten.

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, hatte ich in Winterthur meine eigene Werkstätte, in der Platz genug war. Ich bezog die Wohnung im zweiten Stock des gleichen Hauses, wo mir meine Mutter die Haushaltung besorgte. Obwohl ich meine Bücher und alle Korrespondenzen selbst in Ordnung halten mußte, wurden doch alle Rechnungen immer pünktlich auf Ende des Jahres ausgestellt.

Im Februar 1870 verlobte ich mich mit der Schwe-

ster eines Freundes, Fräulein Nanette S., Tochter aus einer Bäckerei und sehr geschäftsgewandt. Leider wurde mir diese Liebe durch eine kurze schwere Krankheit, eine Ohrenentzündung, die sie sich zu Ostern zugezogen, durch den Tod entrissen – zu einer Zeit, da ich gerade die Unteroffiziersschule in Zürich absolvierte.

Im Februar 1871 mußte ich mit dem Reserve-Bataillon 87 in Winterthur einrücken zur Bewachung der in die Schweiz übergetretenen Bourbaki-Armee. Hier in den Stallungen, wo fünftausend Franzosen eingerückt waren, wurden die französisch sprechenden Unteroffiziere ausgezogen und mußten am Abend um neun Uhr jeder der Reihe nach seine hundert Mann mit Namen, Einteilung und Grad notieren. Anderntags, am 12. Februar bei wildem Schneegestöber, reisten Kamerad Seewer und ich mit je hundert Mann per Bahn nach Andelfingen; im Gemeindehaus wurde Quartier bezogen.

Morgens um acht Uhr hätten wir abreisen sollen und mußten nun mit den armen, schlecht gekleideten und teilweise verwundeten Franzosen im Schnee auf dem Bahnhof stehen bis gegen drei Uhr nachmittags, da die Züge durch andere Truppen in Anspruch genommen wurden. Aber unsere Einwohner brachten den armen Soldaten auf den Platz heißen Kaffee mit Milch, Wurst, Brot, Käse und Wein, wofür die Leute nicht genug danken konnten.

Die ganze Mannschaft war tags zuvor noch in der Badanstalt gebadet worden, und jeder hatte ein frisches Hemd und neue Unterkleider erhalten. Auch wurden wir alle geimpft; manchem verursachten die Blasen große Beschwerden. Durch den hiesigen Frauenverein wurde ganz außerordentlich für die Franzosen gesorgt.

Ich führte den Titel «Chef», trug meinen schweren Säbel mit Messinggriff, hohe Stiefel bis über die Knie und nur die Police-Mütze. Täglich hatte ich auf dem Platze drei Appelle abzulesen und einen letzten abends um neun Uhr im Schlafsaal.

Die Strohlager waren rings der Wand entlang und gegen den Gang mit hohen Rahmen abgegrenzt. Hier wies ich der Mannschaft nach den Waffengattungen die Schlafstelle an.

Zuaven, Linien-Infanterie, schwere Artillerie und

Kavallerie sowie die schmucken Gendarmen waren im Winterthur einquartiert.

Die paar Tage Küchendienst in der Rekrutenschule kamen mir jetzt zugut. Ich hatte ein wenig Fleisch kochen und Gamellen mit schmutzigen Lappen abreiben gelernt. Die Franzosen faßten gemeinsam in Kesseln, unsere Soldaten in Gamellen. Als zum ersten Mal zum Essen geschlagen wurde, wäre die Küche gestürmt worden, wenn die Wache nicht mit der Waffe die Drängenden zurückgehalten hätte. Ich erklärte ihnen, daß künftig bessere Ordnung gehalten werden müsse und trug ihren eigenen Unteroffizieren auf, für Küche und Zimmerordnung zu sorgen.

Hier und da erreichten uns Befehle vom Platzcommando. So mußten schon ganz zu Anfang die Kornister der Franzosen untersucht werden: Es fanden sich darin Pferdefleischstücke, vermengt mit Kaffeebohnen, aber auch geladene Revolver. Ein anderer Befehl verlangte die Untersuchung der Uniformen und Mäntel der Internierten auf die gefürchteten Gewandläuse. Mein Sergent, mit dem ich gut auskam, lachte und meinte: «Das haben sie alle ohne Ausnahme; ich werde wohl auch haben!» Ich hatte bisher nie etwas gemerkt; im Stroh schützten mich meine hohen Stiefel.

Im Saal hatten wir eine Menge Kranker; ihr Husten plagte sie die ganze Nacht. Typhuskranke spedierte ich ins Schulhaus. Ganz schwere Patienten kamen nach Rheinau, wo fünf Mann unserer Garnison starben.

Nach einiger Zeit waren die Friedensverhandlungen so weit vorgerückt, daß die Internierten zu ihrer großen Freude wieder nach Frankreich heimkehren konnten. Am Abend vor ihrer Abreise luden mich die Unteroffiziere zu einem Nachtessen ein, zu dem sie alles selbst gekocht hatten, sogar Fische und Apfelkuchli. Die ganze Stube war voll Soldaten, auch mehrere Gemeinderäte waren erschienen. Die Franzosen dankten uns für die gute Aufnahme. Abends beim Appell las ein Korporal, ein Zuave, noch einen sehr schönen Abschiedsbrief vor und dankte mir darin namens der Truppe für die Aufopferung. Diesen Brief habe ich aufbehalten als Andenken an jene bewegte Zeit.

Gleich darauf wurden auch wir entlassen. Das Französische ging mir noch lange Zeit im Kopf herum, bis ich es durch die Zerstreuung im Geschäft wieder vergaß.

Da mußten wir lachen . . .

Wir waren an der Adria in den Ferien. An dieser Küste sollen Haifische vorkommen. Unsere Serviertochter sprach ein wenig Deutsch, tat aber immer, als verstehe sie alles.

Während sie uns Fisch servierte, fragte ich sie, ob es hier eigentlich auch Haifische habe.

Die Serviertochter nickte prompt und versicherte: «Ja, ja, paniert!»

Da mußten wir herzlich lachen.

M. K. in L.
